

JOANNA TROLLOPE



Das  
Mädchen  
aus dem  
Süden



Weltbild

## **Zwischen den Anforderungen der Freiheit und dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit sucht die junge Gillon ihren Platz im Leben**

Als Gillons jüngere Schwester frisch verheiratet ein Kind bekommt, flieht die junge Frau aus Charleston vor den sie erdrückenden familiären Erwartungen. Sie will auf keinen Fall eine immer lächelnde, adrette Südstaaten-Hausfrau werden.

In London trifft sie Tilly, die sehnlichst aber vergeblich auf einen Heiratsantrag von Henry wartet. Henry fühlt sich diesem Schritt nicht gewachsen und er beginnt, sich vor Tillys Forderungen zu fürchten. Ohne es zu wollen beschleunigt Gillon das Auseinandergehen der beiden: Mehr aus Gutmütigkeit denn aus wahren Interesse lädt sie Henry ein, sie in Charleston zu besuchen, wo er als Naturfotograf wunderbare Aufnahmen machen könnte.

Als Henry sie besucht, ist er von ihr und ihrer Familie fasziniert. Er bewundert Gillons Bindung an ihre Heimat, ihr Gefühl der Zugehörigkeit zu etwas, das mehr ist, als sie selbst. Doch was bedeutet das für seine Beziehung mit Tilly?

Joanna Trollope

# Das Mädchen aus dem Süden

Roman

Aus dem Englischen von Gisela Stege

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The girl from the south.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2002 by Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co.  
KG, München

Übersetzung: Gisela Stege

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-961-9

# Spätfrühling

Charleston, South Carolina

Gillon lag mit geschlossenen Augen im Bett. Die eine Hand hatte sie locker unters Kinn gestützt, die andere lag auf der Decke und hielt die Fernbedienung des Fernsehers. So machte sie es jeden Morgen: Sobald der Wecker klingelte, fuhr sie hoch und tastete nach Fernbedienung und Einschaltknopf – alles, ohne die Augen zu öffnen. Es war eine Geste des trotzigsten Widerstands gegen die wartenden Anforderungen des Tages. Jawohl, sie hatte den Wecker gehört. Jawohl, sie akzeptierte die Tatsache, dass die Außenwelt, im Fernsehen so aufdringlich präsent, tatsächlich existierte. Aber nein, sie würde die Augen nicht aufmachen und an ihr teilnehmen. Jedenfalls jetzt noch nicht.

»Die Tagestemperaturen klettern heute auf 20 Grad Celsius«, sagte der Mann von Stormteam. Gillon wusste, wie er aussah: ein großer, kräftiger, durchschnittlicher Mann mit einer Stimme, die durch ihren Ton gerade eben eine Spur Dramatik in die langweiligen sowie Besänftigung in die beunruhigenderen Wetterberichte brachte.

»Luftfeuchtigkeit etwas über 60, 62 draußen am Flughafen, heute Abend möglicherweise auf 58 absinkend, später ist leichter Regen zu erwarten, der von südwestlichen Winden herangebracht wird ...«

Vermutlich zeigte er hinter sich auf die Wetterkarte, auf die blauen Wolkentuffs und den Regen, der strichweise von Florida durch Georgia die Küste heraufzog. Er konnte die Karte natürlich nicht sehen, sondern musste mit seinen großen, gepflegten Händen (so viele Männer des öffentlichen Lebens hatten heutzutage gepflegte Hände; bald würde es in den Nagelstudios Geschlechterkämpfe um die Plätze geben) blindlings dorthin zeigen, wo er die verschiedenen Landstriche wusste, die Berge oben in North Carolina, das Flachland von South Carolina dort, wo Charleston lag, die lange, ebene Küstenlinie nach Washington hinauf und Richtung New York, bis zu der felsigen Küste Hunderte von Meilen nördlich, die Gillon in Gedanken immer mit dem Bedürfnis verband, auf dem grauen Wintermeer Wale zu jagen, weit von zu Hause entfernt, im Kampf gegen Wasser und Wetter und Ungeheuer, so groß wie Apartmenthäuser. Früher einmal hatte Gillon beim Lesen über die Wale zwei Ausgaben von Moby Dick zerfleddert. Aber schließlich las sie

eigentlich immer. In ihrer Kinderzeit waren ganze Sommermonate, Thanksgivings- und Weihnachtstage vergangen, an denen sie nichts getan hatte als lesen. Ihr Vater war an ihr verzweifelt, genauso wie auch die Großmutter. Die Großmutter hatte ihr erklärt, wenn sie nie etwas andere täte als nur lesen, werde sie niemals einen Ehemann finden. Und die Großmutter hatte Recht. Da lag sie, nahezu dreißig, mutterseelenallein in einem Einzelbett in der Mansardenwohnung eines schäbigen Hauses am falschen Ende der Queen Street und hatte keine andere Gesellschaft als die Fernbedienung eines Fernsehers. Ein Ehemann schien so weit von ihr entfernt zu sein wie der Mond.

Sie machte ein Auge auf. Ihr Bett stand in einer Ecke, wo sich zwei schräge Elemente der Zimmerdecke trafen. Auf dem einen prangte ein Fleck (vermutlich Regen, der vom Atlantik her durch das vernachlässigte Dach hereinpeitschte), der, wenn man einen Rüssel und noch ein Bein hinzufügte, wie ein Elefant aussehen würde. Das andere hatte einen Riss, der etwa fünfzehn Zentimeter lang war und aus dem am breiteren Ende gelegentlich eine kleine Spinne auftauchte, um zu der Spitze zu marschieren, an der sich die Dachwinkel trafen, und mit der Konstruktion eines Netzes zu beginnen. Einmal, als Gillon einen rauen Hals und Fieber hatte und den ganzen Vormittag im Bett verbrachte, hatte sie zugesehen, wie eine hauchfeine, fünf Zentimeter große Hängematte gesponnen wurde. Und das hatte ihr das Gefühl gegeben, dass für sie selbst jeder Versuch, etwas perfekt zu machen, absolut sinnlos war.

Am anderen Ende des Zimmers ging ein Dachfenster nach Süden auf die Queen Street hinaus. Die Baumwollblende davor hatte sich teilweise von der Stange gelöst, so dass man ein dreieckiges Stück Himmel sehen konnte. Der Himmel war an diesem Morgen blau. Von einem klaren, reinen, kräftigen Frühlingsblau, einem Blau, das es nur gab, wenn die Luftfeuchtigkeit nicht allzu hoch war, wenn sich keine Schleier weicher, dampfender Luft wie Seiltücher über die Stadt legten.

»Krankenhauswetter« hatte Gillons Großmutter die Sommer- und Frühherbstmonate in Charleston genannt. Sie erinnerte sich noch, wie die Klimaanlage aufgekommen waren. Davor, sagte sie, wurden sie und ihre Brüder über den Sommer nach Martha's Vineyard geschickt.



Sie habe dieses nördliche Exil gehasst, behauptete sie, und sich immer nur nach Charleston gesehnt. Grandmama, dachte Gillon, muss der am heftigsten von Charleston besessene Mensch der gesamten Weltgeschichte sein.

Gillon richtete sich auf. Ein geschniegeltes junges Mädchen von NBC in New York, mit perfekter Frisur, perfektem Make-up und toten Augen las die aktuellen Börsenpreise herunter. Gillon stellte den Ton aus und sah eine Weile zu, wie das junge Mädchen auf dem Bildschirm mit den Lippen Worte formte. Jetzt konnte sie den Verkehr unten auf der Straße hören, und der Mann in der Wohnung unmittelbar unter ihr hatte die Waschmaschine eingeschaltet. Er hatte sie direkt an die Wand gestellt, an der auch Gillons Bett stand, und wenn der Schleudergang einsetzte, bewirkte das unregelmäßige Rumpeln zuweilen, dass Gillon ein Buch aus der Hand rutschte. Sie hatte mit ihm darüber gesprochen.

»Kein Problem«, hatte er gesagt.

»Ich meine, könnten Sie die Maschine nicht einfach ein Stückchen vorziehen, vielleicht nur ein paar Zentimeter?«

»Kein Problem«, hatte er gesagt.

Aber das Rumpeln hörte nicht auf. Gillon saß auf ihrer Bettkante und beobachtete, wie ihr Kopfkissen zuckte, als läge ein kleines Tier darunter, das einen Schluckauf hatte. Dann stand sie auf und reckte sich. Das Bett rumpelte sanft und rhythmisch gegen ihre Unterschenkel. Sie zog sich ihr Nacht-T-Shirt über den Kopf und ließ es zu Boden fallen. Das hatte ihr Ashley geschenkt, ihre Schwester. Es war hellgrau, mit pinkfarbenen Herzen bedruckt und trug vorn die Aufschrift: »Don't die not knowing«. Nun ja, Ashley wusste. Wenigstens einiges. Ashley war fünfundzwanzig, hatte einen Ehemann, fast eine Profi-Küche und gehörte zur Junior League. Ashley wusste, jedenfalls wenn man nach ihren Kleidern, ihrer Frisur und ihrem Verhalten ging, was es hieß, eine Frau zu sein.

Gillon zog den verschossenen, indigoblau eingefärbten Baumwollkimono über, den sie in einem Discountladen für sieben Dollar erstanden hatte, und trottete zur Dusche auf dem Flur. Niemand außer ihr benutzte die Dusche, aber sie gehörte nicht zur Wohnung, deswegen hatte Gillon erfolgreich eine beträchtliche Mietminderung

aushandeln können. Preisherabsetzungen waren für Gillon im Augenblick lebensnotwendig. Daddy und Mutter boten ihr ständig Hilfe an, ständig, aber Gillon weigerte sich, sie anzunehmen. Sie konnte nicht. Ein Mensch von nahezu dreißig Jahren, der so oft von zu Hause ausgezogen war wie Gillon, konnte unmöglich Almosen annehmen. Als sie ihre Praktikantenstelle am Pinckney Museum of Art bekam, hatte Daddy versucht, sie zur Annahme einer Art Taschengeld zu bewegen.

»Niemand, Gill, kann von sechstausend Dollar im Jahr leben.«

»Ich vielleicht doch ...«

»Ausgeschlossen. Absolut unmöglich.«

»Ich werd's versuchen.«

»Nein«, sagte Daddy. Und lächelte. Sein Lächeln beinhaltete die ganze ruhige, liebevolle Selbstsicherheit eines Mannes – eines männlichen Wesens –, der immer alles am besten weiß.

Sie hatte sein Lächeln nicht erwidert.

»Wart's ab«, hatte sie zurückgegeben.

Sie nahm einen Abendjob in einer Bar an der Market Street sowie einen Samstagsjob in einem Lunchrestaurant an der King Street an. Sie spielte die Südstaatlerin für große, blasse Touristen aus dem Mittelwesten, die sie zu gebratenen Austern überredete und denen sie Pecannussbutter über die Süßkartoffelpfannkuchen goss. Ihr Vater setzte keinen Fuß in die Bar oder das Restaurant, genauso wenig wie ihr Bruder Cooper. Aber Ashley kam gelegentlich – mit einer Freundin, niemals mit ihrem Ehemann –, und Gillons Mutter Martha kam, manchmal allein und manchmal mit einem Patienten aus ihrer Privatpraxis. Sie hatte eine private Psychiatriepraxis draußen am Mount Pleasant, wo sie drei Tage in der Woche Sprechstunde hielt. An den übrigen zwei Tagen arbeitete sie an der Medical University of South Carolina, ganz weit oben an der Ashley Avenue. Es war in der ganzen Familie bekannt, dass Grandmama auf ihre Tochter, die Psychiaterin, stolz war, aber auch nicht klug aus ihr wurde. Es hatte schreckliche Kämpfe gegeben, als Martha die Graduate School in New York besuchen wollte – alles nördlich von Virginia war für Grandmama mit einem Fluch belegt. Aber Martha hatte gewonnen. Martha war nach New York gegangen, hatte ihren Doktor gemacht, war nach Charleston

zurückgekommen und hatte Boone Shewell Stokes geheiratet, Gillons Vater, den Grundstücksmakler, mit dessen eigenem Vater Grandmama vor langer Zeit auf dem St. Cecilia's Ball getanzt hatte. Und nun beschäftigte sich Martha mit Beschädigungen, menschlichen Beschädigungen, mit den Wunden, die von Unterwerfung, Meinungsverschiedenheit oder erkanntem Versagen herrührten. Viele ihrer Patienten waren Frauen. »Meine Musterhäftlinge« pflegte Martha sie zu nennen. Einige nahm sie mit in das Lunchrestaurant, wo Gillon arbeitete, und Gillon bemerkte – man konnte es nicht übersehen, so sehr man Martha auch liebte, und es fiel schwer, sie nicht zu lieben –, wie unbeschwert sie mit den Patienten umging, wie selbstverständlich, offen und fast demonstrativ. Es war eine völlig andere Mutter als jene, die Gillon als Kind, als Heranwachsende zu Hause gekannt hatte. Die war freundlich gewesen, natürlich, aber kühl und zerstreut, und hatte es immer, immer sehr eilig.

»Du musst deinen Weg selber finden«, sagte Martha immer wieder zu Gillon. »Das kann kein anderer für dich tun.«

Gillon drehte die Dusche auf. Das Wasser schoss quer durch die kleine geflieste Nische und traf prasselnd auf die Wand gegenüber. Sie warf ihren Kimono auf den Boden – sie fand es schön, dass er indigo eingefärbt war; Charleston hatte in seiner wohlhabenden Vergangenheit Unmengen von Fässern mit Indigo exportiert – und trat in den Wasserstrahl. Ihr Spiegelbild schimmerte schwach auf der blanken, elfenbeinfarben gekachelten Wand, klein und blass mit dem Schopf nicht zu bändigender Haare, krauser Haare, Haare, die sich bei feuchtem Wetter aufrichteten und ihren Kopf mit einem Dschungel unentwirrbarer Locken umgaben. Niemand wusste, woher sie diese Haare hatte. Kein Alton (Urgroßvater), Cutworth (Grandmama) oder Stokes (Daddy) hatte solche Haare, Haare wie ein wild gewordener Engel. Sie alle hatten anständige Haare, leicht zu frisierende, glatte, folgsame Haare, die Art Haare, wie Ashley sie bis weit unter ihre Schultern tragen und mit kleinen, gut eingeübten Bewegungen zurückwerfen konnte, damit sie in einem seidenweichen Fächer herabfielen. Gillon schloss die Augen und kippte sich Shampoo in die hohle Hand. Jemanden fragen, was er vom Leben erwartete, mit wem er

zusammen sein wollte, wie er seine persönliche Identität sah, war eines. Aber von einem Menschen zu verlangen, dass er sich tagein, tagaus mit solchen Haaren herumschlagen sollte, war etwas ganz anderes.

Draußen vor dem Pinckney Museum of Art ließ sich eine Gruppe von Touristen, auf Besichtigungstour zu Charlestons Architekturschätzen, die Rundkirche auf der anderen Straßenseite erklären. Der Vortragende war ein hochgewachsener Mann mit Brille und Spitzbart – ein vertrauter Anblick für Gillon –, der sich vor zehn Jahren auf einer Reise von Portland, Oregon, hierher in Charleston verliebt und sich zu einem fanatisch begeisterten Touristenführer entwickelt hatte. Die Touristen selbst blickten ein wenig benommen drein. Sie hatten jeder für neunzig Minuten intensiver architektonischer und historischer Informationen fünfzehn Dollar bezahlt und brauchten nun dringend Toiletten und Kaffee. Am Rand der Gruppe versteckte sich, wie Gillon bemerkte, die übliche Hand voll Männer hinter ihren Videokameras. Eine Videokamera bedeutete, dass man sich nicht alles merken musste, weil die Kamera es aufzeichnete. Dann konnte man ohne eigene geistige Unkosten ganz Charleston ins Wohnzimmer in Ipsilanti, Michigan, mitnehmen und auf dem Fernseher abspielen.

Gillon drückte sich an der Gruppe vorbei, stieg die Treppe hinauf und ging durch die doppelte Pendeltür. Die freiwillige Helferin am Empfang – eine Frau mit freundlichem Gesicht, die jeden Anruf beantwortete, als spräche sie liebevoll mit einem Mitglied der eigenen Familie – warf einen Blick auf die Uhr, sah Gillon an und schüttelte den Kopf.

»Ich komme nicht zu spät ...«

»Sieben Minuten.«

»Sie sollten mich nicht kontrollieren ...«

»Ich möchte, dass Sie pünktlich sind«, sagte die Freiwillige lebenswürdig. »Ich möchte, dass Paul mit Ihnen zufrieden ist.«

Gillon lehnte sich kurz gegen den Empfangstisch.

»Er ist mit meiner Arbeit zufrieden.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Gillon ging durch den Korridor an der Rezeption vorbei bis in die untere Galerie. Sie war gesäumt von Quilts, einer Ausstellung

afrikanisch-amerikanischer Quilts, leuchtend bunt vor den dunklen Wänden. Eines Abends, als die Galerie schon geschlossen war, hatte Gillon sich noch allein in der Ausstellung aufgehalten und sich bewegt und beunruhigt gefühlt. Quilts waren, wie es schien, keineswegs volkstümlich, häuslich und gemütlich. Sondern Quilts waren eine Stimme, und zwar keine sehr angenehme. Besonders vor einem hatte sie sich Ewigkeiten aufgehalten. Er stammte von einer Frau aus Savannah: »Ja. A. Johannes aus Savannah« lautete die dazugehörige Karte. Es war ein Gedicht, ein gequiltetes Gedicht.

Und ich unter der Arbeit meiner Mutter  
In den leuchtenden Mustern, die sie schuf  
Denn sie bewahrte sich einen oder zwei Träume  
Aus der Zeit, bevor sie Sklavin wurde.

Als sie das las, hatte Gillon Zorn und Erregung empfunden. Sie hatte, während sie da vor dem Quilt stand, das ganze Gedicht auswendig gelernt. Irgendetwas an der Stille dieses Gedichts, seinem Rhythmus wie Trommelschlag, ließ sie einfach nicht mehr los. Jeden Tag auf ihrem Weg zu den Büros ganz oben im Haus blieb sie stehen, um Ja. A. Johannes aus Savannah guten Morgen zu sagen. Dabei machte sie, ohne sich darum zu kümmern, ob sonst noch jemand in der Galerie war, einen kleinen Knicks. Dann stieg sie die moderne, granitfarbene Treppe hinauf, an den Doppeltüren zum großen Salon und der Rotunde vorbei, und weiter hinauf bis zu den weißen Büros, wo der Galeriedirektor und der Kurator für die Sammlungen arbeiteten, der Direktor exakt und präzise, der Kurator inmitten eines beträchtlichen Chaos.

Paul Landers konnte, eigenem Eingeständnis zufolge, nicht mal ein Kartenspiel in Ordnung halten. Er arbeitete in einem sich täglich steigenden Durcheinander von Papier, doch seine Planung der Projekte war sauber und stimmig. Als Gillon zu einem Bewerbungsgespräch wegen der Praktikantenstelle kam, hatte sie erwartet, dass man sie auffordern werde, ihm mehr oder weniger Ordnung beizubringen, dann aber stellte sich sehr schnell heraus, dass sich der feste Griff, mit dem er alles, was in der unbezweifelten Präzision

seines Gehirns vorging, gepackt hielt, mit fatalen Folgen lockern könnte, sollte ihm jemals Ordnung beigebracht werden. Nein, das war es nicht, wofür er sie brauchte. Mit ihrem Studienfach Kunst, den Intensivkursen, die sie in verschiedenen Maltechniken absolviert hatte, und der Promotion, die sie an der University of North Carolina begonnen (und abgebrochen) hatte, brauchte er sie für Katalogrecherchen, biographische Informationen, ein bisschen Public-Relations-Basisarbeit, Schulprojekte und sogar die Entwicklung neuer Ideen. Er brauchte sie sozusagen als Schallwand, an die er seine Ideen wie Bälle werfen und testen konnte. Er war ein überaus ehrgeiziger Mensch, der mit den engen Grenzen einer kleinen, engen Provinzgalerie kämpfte, und brauchte einen anderen Menschen, um diesen Überschuss an Energie abzureagieren. Einmal hatte er sie auch angebaggert, hatte seine Brille abgenommen und sie in eine feste Umarmung gerissen, bevor sie überhaupt merkte, dass er von seinem Stuhl aufgesprungen war.

»Pfoten weg!«, hatte Gillon gekreischt und ihr Gesicht von seinem Mund abgewandt. »Lassen Sie mich los!«

»Ich konnte nicht anders«, sagte er atemlos und mit gesträubten Haaren. »Ich musste es einfach tun.«

Von da an verhielt er sich absolut normal. Er lud sie zum Kaffee ein. Sie lehnte ab.

»Ich würde vermutlich auch nicht mit mir Kaffee trinken wollen«, sagte er gleichmütig.

»Sie sind verheiratet«, sagte Gillon.

Er nickte.

»Aber sicher.«

Gillon ging auf die Damentoilette, ließ ein Waschbecken mit kaltem Wasser voll laufen und steckte ihr Gesicht hinein. Ein mieser Kuss war ja so ganz anders als ein schöner! Ein mieser Kuss war so mies, dass er Gefahr lief, einem jegliches Küssen auf immer und ewig zu vermiesen.

Zwei Tage später bot er ihr das Miniaturen-Projekt an. Wie er sagte, wollte er, dass sie nicht nur für den Katalog recherchierte, er wollte, dass sie ihn verfasste. Wenn er gut genug sei, könne er sogar unter ihrem Namen veröffentlicht werden, vielleicht mit einem kleinen Vorwort

von ihm oder dem Direktor. Die Miniaturen gehörten zu den Kostbarkeiten des Pinckney, Miniaturen der erfolgreichen Bürger des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Charleston von Peal, Malbone und Fraser, Miniaturen, die sehr gefragt waren, bis die Daguerreotypie aufkam und sie verdrängte.

»Und warum machen Sie das nicht selbst?«, wollte Gillon wissen.

Er saugte an seinen Zähnen. Dann klopfte er mit einem Stift dagegen.

»Weil ich Miniaturen nicht mag.«

»Wie bitte?«

»Ich kann diese – wie mir scheint – übermächtige Selbstgefälligkeit der Miniaturen nicht ertragen«, sagte Paul Landers.

Das war vor drei Monaten gewesen. Es waren vielleicht die ersten drei Monate, nachdem Gillons formelle Ausbildung beendet – oder ehrlicher gesagt, unvermittelt abgebrochen worden – war, in denen sie beständig, gewissenhaft und konsequent an etwas gearbeitet hatte. Es gefiel ihr. Des Abends verließ sie das Gebäude mit einem Gefühl leichter Verwunderung, dass es die Meeting Street immer noch gab, dass alles seinen alltäglichen Gang ging, während sie in einer ganz anderen Welt gefangen war, einer Welt der Details, aber auch einer Welt der Abenteuer und Eskapaden. Charleston war reich gewesen, gewiss, ungeheuer reich durch Reis, Indigo, Baumwolle und Sklaven, doch dieser Reichtum war unendlich fragil, unendlich gefährdet und labil. Ein Unwetter auf dem Atlantik, der Verlust nur einer Hand voll beladener Schiffe, und das Kartenhaus brach in sich zusammen und hinterließ nur diese perfekten winzigen Gesichter, die sie den ganzen Tag studierte, die in ihren Ovalen aus Perlen und Gold in einen bodenlosen Abgrund starteten.

Als der Katalog fertig war – und das stand kurz bevor –, wusste Gillon nicht so recht, wie es weitergehen sollte. Die meisten Praktikanten blieben nur drei Monate, ganz selten sechs. Wegen Paul, wegen des Katalogs, war sie nun schon neun Monate hier. Paul hatte keine weiteren Projekte erwähnt, ja, hatte niemals über die Zukunft gesprochen, weder im Hinblick auf sie noch im Zusammenhang mit der Galerie. Er dachte an eine Ausstellung des Porträtmalers Henry Benbridge aus Charleston, aber das hatte er nur mit dem Direktor

besprochen, nicht mit ihr. Gillon glaubte nicht, dass er es noch tun würde. Und wenn er es nicht tat, würde sie ihre eigenen Pläne machen müssen, die Art von Plänen, die sie in den letzten zehn Jahren immer wieder gemacht hatte, Pläne, die es ihr ermöglichten, aus Charleston zu fliehen, und sie dann doch jedes Mal wieder zurückführten, in wieder ein anderes, schäbiges Apartment, weil sie sich immer wieder gegen ihr altes Schlafzimmer im Elternhaus wehrte, das stets auf sie wartete, mit einladend geöffneter Tür, dicken Kopfkissen auf dem Bett, eingeschalteten Lampen ...

»Such dir selber deinen Weg«, sagte die Mutter.

Aber das war das Problem, das Suchen und Finden. Sie hatte das Gefühl, gesucht und gesucht zu haben, gesucht zu haben, seit sie zur Highschool ging, und dass alles, was sie bis jetzt gefunden hatte, niemals das war, was sie sich erhoffte. Es hatte Höhepunkte gegeben, bei denen ihr das Herz hüpfte, aber die waren nur flüchtig gewesen. Es hatte nichts gegeben, wonach sie sich sehnte, nichts, das Bestand hatte, nichts, das sie wirklich klar erkannte.

Pauls Tür stand offen. Er hatte seine Brille oben auf den Kopf geschoben und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen ein Dia in einem winzigen Papprahmen, den er gegen das Licht hielt. Sein Hemd sah aus, als hätte es die vergangene Nacht auf dem Boden des Badezimmers verbracht, aber so sahen alle seine Kleidungsstücke aus. Vielleicht hatte Adèle, seine Frau, der Gillon einmal begegnet war und die sie einschüchternd fand, eine Auffassung der Ehe, die das Bügeln und sogar die physische Fürsorge für einen anderen Erwachsenen, der durchaus für sich selbst sorgen konnte, nicht einschloss. Adèle war Musikerin, eine moderne, ernsthafte atonale Komponistin und Geigerin. Und wenn man es recht bedachte, wirkte Adèle selbst auch recht ungebügelt. Aber schließlich galt das – Gillon blickte an sich herab – nach den Maßstäben ihrer Mutter und ihrer Schwester genauso gut auch für sie selbst.

»Sie kommen zu spät«, bemerkte Paul.

»Sieben Minuten.«

»Neun. Warum kommen Sie zu spät?«

Gillon sah zum Fenster hinaus.



»Ich ... bin nicht in die Gänge gekommen.«

Er legte das Dia auf den Wust von Papieren auf seinem Schreibtisch. Dann holte er die Brille auf seine Nase zurück.

»Sie sind keine Studentin mehr.«

»Wissen Sie was?«, entgegnete sie. »Irgendwie bin ich das schon.«

»Nur weil Sie darauf bestehen.«

»Darauf bestehen?«

»Sich selbst als Studentin zu betrachten.«

»Na ja«, sagte sie. Dabei stand sie auf einem Bein und rieb einen Fuß auf dem Rücken des anderen. »Ich habe kein Geld. Ich arbeite niemals mehr als ein paar Monate hintereinander. Ich besteige Flugzeuge, und dann komme ich zurück. Ich glaube, ich gehe auf und davon, ich glaube, ich komme weiter, aber in Wirklichkeit renne ich ewig im Kreis.«

»Gehen Sie öfter mal mit jemandem aus?«

Gillon hörte auf, ihren Fuß zu reiben.

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Sie reden genau wie meine Großmutter. Und überhaupt, was geht es Sie an?«

Paul lehnte sich im Sessel zurück.

»Ich habe mich an Sie gewöhnt.«

»Und?«

»Sie haben – nun ja – Sie haben Charme. Sie besitzen Originalität. Sie sind nicht die Art von jungem Mädchen, die ein Mann einfach als eins von vielen anderen hübschen abtut ...«

»Oh, vielen Dank!«

»Ist es das, was Sie wollen?«

»Was?«

»Einen Mann.«

Gillon stellte ihren Fuß auf den Boden.

»Sagen Sie mal, was soll dieses Gespräch?«

»Ich denke an Ihre Zukunft.«

»Ach, wirklich?«

»Es wird Zeit, dass Sie weiterziehen«, sagte Paul. »Sie sind aus allem herausgewachsen, was ich Ihnen hier bieten kann.«

Gillon sah ihn an.

»Ich habe irgendwie versucht, nicht daran zu denken.«

»So ist es hier. Ja, als Zugezogener, im schnellen New Jersey geboren, würde ich sagen, so handeln alle Menschen in Charleston.«

»Nicht mal die Stellenanzeigen hab ich gelesen«, sagte Gillon. »An manchen Abenden liege ich einfach da und warte darauf, dass irgendein Big Foot durch die Decke bricht, mich platt walzt und so alles für mich entscheidet.«

»Äußerst melodramatisch.«

»Sicher. Aber ganz leicht.«

»Mögen Sie es denn leicht?«

Gillon sah ihn an.

»Nein«, sagte sie.

»Was wollen Sie dann?«

»Ich möchte Gewissheit«, sagte sie. »Ich möchte jemanden oder etwas finden, den oder das ich einfach ansehen muss, und mein Herz sagt mir sofort: >Ja<. Kein Rumprobieren.«

»Aha.«

Gillon legte beide Hände flach auf den nächstbesten Platz seiner Schreibtischplatte, der nicht über und über mit Papieren bedeckt war.

»Früher waren es für mich Bücher. Bei nahezu jedem, das ich las, glaubte ich, den Heiligen Gral gefunden zu haben. Aber das scheint nicht mehr zu funktionieren. Inzwischen stelle ich zu viel in Frage.«

»Sie wissen zu viel«, berichtigte Paul. »Das passiert, wenn man älter wird.«

Gillon richtete sich auf.

»Jetzt reicht's mit dem Kumpelgetue. Sie sind, nun ja, Sie sind wirklich sehr freundlich. Aber ich werde jetzt an die Arbeit gehen.«

»Eine Minute noch«, sagte Paul.

Gillon verspürte einen Stich böser Vorahnungen. Sie richtete den Blick auf ihn, um zu sehen, ob er sie wieder anfallen würde.

»Ich war im Internet«, sagte Paul

»Häufiger als ich ...«

»Ich weiß. Ich habe ja Augen im Kopf. Gillon ...«

»Ja?«

»Es gibt da ein Jobangebot aus London.«

Sie ließ die Schultern hängen.

»London ...«

»Jawohl, London. In England. Sehen Sie mich nicht so entgeistert an. London. England. Europa. Nicht Fruitland, Utah.«

»Aber Paul, ich ...«

»Es geht um Recherchen.«

Sie starrte ihn an. Sie schob die Hände in die Taschen ihrer Jeans; nur wenige Leute in Charleston trugen Jeans, nur die Touristen.

»Klingt interessant«, sagte Paul. »Eine kleine Restaurierungsfirma. Sie sind auf Staffeleimalerei spezialisiert, zumeist italienische Renaissance. Sie brauchen jemanden, der die Maltechniken studiert hat.«

»Ich weiß nicht recht. Ich kann nicht mal richtig darüber nachdenken ...«

»Wegen London, in England?«

»Ich bin noch nie in London gewesen.«

»Dann wird es Zeit, dass Sie hinkommen.«

Mit einem Fuß trat Gillon gegen den anderen.

»Ich will nicht wieder weglaufen.«

»Weglaufen – wovor?«

»Vor allem, vor dem, womit ich nicht mehr fertig zu werden scheine, das ich aber auch nicht hinter mir lassen kann. Charleston, die Familie, meine Hoffnungen, und was ich stattdessen erreicht zu haben scheine ...«

Paul knurrte. Gillon sah ihn an.

»Vielen Dank. Ich danke Ihnen aufrichtig.«

Er zuckte die Achseln.

»Bitte sehr.«

»Ich werde jetzt an die Arbeit gehen«, verkündete Gillon. »Ich werde darüber nachdenken.«

»Werden Sie nicht«, sagte er. Und hob die Stimme ein wenig an. »Sie werden das Angebot in eine Schachtel packen, auf der steht ›Schaffe ich nicht‹, genau wie Sie das mit allem anderen tun.«

Sie war entgeistert.

»Vielen Dank!«

»Gehen Sie«, sagte Paul erschöpft. »Gehen Sie nur und graben Sie sich eine weitere Höhle.«

Gillon verließ das Büro und betrat das andere, winzige, gleich nebenan, das ihren Computer, ihre Akten und ein Poster von La Soupe aus Picassos Blauer Periode beherbergte, das für sie immer ein nahezu heiliges Gemälde gewesen war.

Sie setzte sich und betrachtete ihren Computerbildschirm. Aus dem dunklen gewölbten Glas starrte ihr ein leicht verzerrtes Gesicht entgegen. In der Woche zuvor hatte sie sich mit ihrem Bruder Cooper gestritten, der für eine IT-Firma arbeitete. Sie hatte ihm vorgeworfen, in einem Rattenrennen gefangen zu sein.

»Na und?«, hatte er geantwortet, lächelnd und aufreizend.

Sie hatte tief Luft geholt.

»Und wenn du dein Rattenrennen gewinnst, wirst du immer noch eine Ratte sein.«

Er hatte gelacht. Er fand es großartig. Er erkannte nicht, wie emotionsgeladen sie dachte, wie ernst es ihr war, wie wichtig ihr persönliche Aufrichtigkeit war. Jetzt hatte sie nur noch das Gefühl, leer zu ein, sich langsam in einer endlosen, staubigen Leere zu drehen.

Das Telefon klingelte. Sie nahm den Hörer ab.

»Gillon Stokes.«

»Liebes ...«

»Mutter ...«

»Ich möchte, dass du heute Abend zum Essen kommst.«

»Mutter, ich ...«

»Ich wünsche mir ein Essen im Familienkreis«, fuhr Martha fort. »Es gibt einen Grund. Ashley und Merrill kommen auch. Und Cooper.«

»Einen Grund?«

»Du wirst ihn heute Abend erfahren ...«

»Mama, ich muss heute Abend in die Bar ...«

»Besorg dir eine Vertretung«, sagte Martha. »Tausch deine Schicht.« Sie hielt inne, und dann sagte sie etwas, das Gillon nur von Grandmama erwartet hätte, niemals von ihrer Mutter. »Es ist ein Familientag.«

»Okay«, lenkte Gillon ein. Sie streckte die rechte Hand aus und schaltete ihren Computer ein.

»Ich freue mich«, sagte Martha. »Bis später, Liebes.« Sie war vermutlich in der Sprechstunde, zwischen zwei Patienten. Sie würde ihre Bifokalbrille tragen und die Haare mit einem schwarzen Samtband zurückgerafft haben. Brille mit Schildpattgestell, schwarzes Samtband, dunkler Hosenanzug. Professionell, Vertrauen erweckend, verantwortungsbewusst. Gillon seufzte.

»Wiedersehn, Mama«, sagte sie.

Sarah Alton Cutworth, Gillons Großmutter, hatte ihr Leben lang im selben Viertel von Charleston gewohnt. Ihr Vater war ein wohlhabender Arzt und Chirurg gewesen; ihre Mutter war ihre Mutter gewesen. Sie wurde im Herbst 1925 in einem Haus an der East Battery geboren, im riesigen Reisbett ihrer Eltern, dessen vier Pfosten mit geschnitzten Basreliefs von Reisähren geschmückt waren und das ein Kopfbrett hatte, das man im Sommer entfernen konnte, um die Luft besser zirkulieren zu lassen.

Sarah war das vierte Kind der Familie, aber die erste Tochter gewesen. Daher gab es bei ihrer Geburt allgemeinen Jubel, einen Jubel, der bei umgekehrter Geschlechterfolge der Alton-Kinder nicht weniger von Herzen gekommen, jedoch weniger deutlich gezeigt worden wäre. So wurde sie vom Augenblick ihrer Geburt an die Prinzessin ihres Vaters. Eine ihrer ersten Erinnerungen war seine tägliche Heimkehr von der Sprechstunde oder nach sieben Stunden Chirurgie; dann trug er sie hinaus auf die Veranda im ersten Stock mit ihrem Blick bis nach Fort Sumpter und setzte sie neben sich auf die Holzschaukel, während er mit ihr redete und ihr erlaubte, mit seiner Taschenuhr zu spielen. Ihre Brüder wurden angehalten, liebevoll mit ihr umzugehen, aber zugleich auch mit der würdevollen, galanten Fürsorge, die er selbst ihr gegenüber bewies. Und wenn Dr. Alton seine Familienmitglieder ermahnte, auf eine bestimmte Art und Weise zu denken oder zu handeln, gehorchten diese nahezu immer. Niemand stellte Daddys Autorität in Frage, am wenigsten von allen Sarah und ihre Mama.

Die Kindheit in dem großen Haus an der East Battery war sehr komfortabel. Das Haus selbst war elegant, mit hohen Räumen und einer Veranda auf jeder Etage. Es war mit in Charleston hergestellten Kopien englischer Möbel aus dem achtzehnten Jahrhundert eingerichtet, während die Badezimmer – darauf bestand Dr. Alton – hochmodern und mit Brauseköpfen von der Größe eines Tellers ausgestattet waren. In Daddys und Mamas Bad bestand die Dusche aus einer halbmondförmig gebogenen Konstruktion von verchromten Rippen, die aus Hunderten von winzigen Löchern Wasser versprühten. Mama

hatte außerdem eine moderne Badewanne aus gelblich-grünem Marmor aus Italien, mit einem fächerförmigen Spiegel an der Wand dahinter. Sarah war außer sich gewesen, als die Nachbewohner des Hauses an der East Battery in den Sechzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts – Fabrikanten aus Detroit – Mamas Bad herausrissen und stattdessen eine pfirsichfarbene Wanne mit passendem Waschbecken installierten. Pfirsichfarben! So schäbig, dass es jeder Beschreibung spottete.

Die Personen, die in Sarahs Elternhaus zu Besuch kamen – alle Akademiker, alle sehr kultiviert – waren weiß. Die Personen, die das Haus und die Familie versorgten, waren schwarz. Viele dieser Schwarzen kamen von der Familienplantage der Altons oben am Ashley River und hatten für Sarahs Vater gesorgt, seit er ein Baby war, und eine von ihnen, Miss Minda, hatte Sarah an ihrem Hochzeitstag beim Ankleiden geholfen, werkelte jetzt, fünfundvierzig Jahre später, da Sarah Witwe war, mürrisch in der Küche herum und machte, wie Sarah behauptete, die luftigsten heißen Biskuits von ganz Charleston. Dr. Alton, ein liberaler und gewissenhafter Dienstherr, hatte die Schwarzen immer als »Nigras« bezeichnet. Manchmal benutzte Sarah in Gedanken und weit entfernt von der sozialen Einstellung der Generation ihrer Enkel, ohne sich eines Vorurteils bewusst zu sein und Verachtung dabei zu empfinden, noch immer diesen Ausdruck.

Als sie mit dreiundzwanzig Jahren in der St. Philip's Episcopal Church (deren Bogen, wie Daddy immer sagte, denen der St.-Martin-in-the-Fields in London nachempfunden waren) Teddy Cutworth heiratete, tauschte Sarah dieses ruhige und heitere Leben an der East Battery gegen ein nicht unähnliches in einem dreistöckigen Haus an der Legare Street ein. Die gleichen hohen Räume, die gleichen Veranden, die gleiche Art von hübschem Garten mit Magnolien, Kamelien und Jasmin, die gleiche Runde von Lunch-Clubs, Dienstagsclubs, Bridgeclubs und Bonheur-Krankenhaus-Clubs. Die Schränke der Anrichte waren gefüllt mit dem Kristall und Porzellan, das ihnen zur Hochzeit geschenkt worden war; die Tische wurden, auch für sie beide allein, sehr formell mit dem Silber gedeckt, das Sarah mit ihrer Mutter zusammen für die Aussteuer ausgewählt hatte: Repousse-Muster, wie es auch Mama hatte, und deren Mutter vor ihr schon. In den Kleiderschränken hingen ihre

pastellfarbenen Garderoben mit einer speziellen Abteilung für ihre in Musselinsäcke eingenähten Ballroben an einem Ende. Eine von diesen – in Meerschamgrün – hatte sie zum St. Cecilia's Ball getragen (Rauchen verboten, Knöchel bedeckt, keine geschiedenen Frauen), auf dem Teddy Cutworth sie gebeten hatte, seine Frau zu werden. Obwohl es 1947 war, hatte er sich auf ein Knie niedergelassen, und sie hatte nicht so recht gewusst, was er ihr sagen wollte. Sie war nicht sicher, ob sie ihn liebte – nach Daddy war es schwierig, viele Männer wundervoll zu finden –, aber sie war sicher, dass sie heiraten wollte, und ebenfalls sicher, dass Teddy Cutworth ihr alles bieten konnte, was für eine komfortable Ehe erforderlich war. Außerdem war er ansehnlich und amüsant, hatte während des Zweiten Weltkriegs einige Zeit in Italien überlebt, konnte gut schießen, trank nicht allzu viel und ließ seine Abendschuhe in London anfertigen.

»Ja«, antwortete sie also. »Ja, ich will.«

Erst später – sehr viel später –, als sie sich in einen Mann verliebte, den sie nicht haben konnte, wurde ihr klar, dass jener Entschluss damals gar kein richtiger Entschluss gewesen war. Sie hatte niemals ein Leben ohne feste Strukturen kennen gelernt, daher schien es für sie nur natürlich zu sein, einer erkennbaren Struktur zu folgen und deren Tradition fortzusetzen. Schließlich war sie an Männer gewöhnt: Sie war immer von ihnen umgeben gewesen und überzeugt zu wissen, wie man mit ihnen umging. Teddy hatte ungefähr denselben Geschmack wie ihre Brüder und dieselben Aussichten wie sie, zu werden, was sie ihrer Meinung nach suchte – weil es das war, was sie kannte. Erst später, als sie mitten an einem heißen, toten Tag bäuchlings auf ihrem Bett lag, erkannte sie voll Schmerz, der von einer höflichen, aber deutlichen Zurückweisung kam, dass sie nur halb gelebt hatte, dass es eine ganze Dimension ihres Daseins gab, die es zu erforschen galt, dass ihre Erziehung – trotz aller Liebe und Sicherheit – es niemals gestattet hatte, ihr die Fesseln von den Handgelenken der Kindheit zu lösen.

Ein gebrochenes Herz war, wie sie schnell lernte, etwas, von dem man niemals auch nur die geringste Andeutung nach außen dringen lassen durfte. Wäre sie mutiger gewesen, sie hätte irgendetwas Unerhörtes getan, irgendetwas gesellschaftlich absolut nicht Akzeptables. Vor



diesem Schicksal einer Ausgestoßenen war sie durch die Vernunft eines anderen Menschen – die Vernunft eines Mannes, ermahnte sie sich – bewahrt worden, und nun musste sie dafür büßen. Sie musste die Energien, die sie verzweifelt gern in eine andere Richtung gelenkt hätte – diese erschreckend emotionalen Energien, in Mutterschaft, Ehe und ein gesellschaftlich nützlich Leben investieren. Sie würde Martha – ein Einzelkind ohne realistische Hoffnung auf ein Geschwisterchen – das Klavierspielen beibringen, sie würde Teddy unterstützen, so gut sie das ohne rückhaltlose Hingabe des Herzens konnte, und sie würde sich in die Arbeit für die Preservation Society of Charleston stürzen, eine Organisation, der Dr. Alton seit ihrer Gründung 1920 seine gewichtige Unterstützung geschenkt hatte. Reue, bittere Enttäuschung, Sehnsucht – das alles konnte irgendwie einem lodernden Feuer der Sühne überlassen werden, das, wie sie sich einredete, ebenfalls Lohn und Trost bringen würde. Das Erwachen aus dem Leben des Kinderzimmers an der East Battery war, fand sie, so schonungslos wie notwendig gewesen, und nun würde sie dafür sorgen, dass ihre Tochter bei ihren eigenen Entscheidungen die Unterstützung einer aufgeklärten Mutter bekam.

Doch ihre Tochter Martha hatte andere Vorstellungen. Obwohl stiller, war sie ihrem Großvater ähnlich, sowohl in ihren intellektuellen Fähigkeiten als auch in ihrer Entschlossenheit, ihr eigenes Leben zu führen. Sie fügte sich dem Schulbesuch in Ashley Hall, weigerte sich aber, an Schönheitswettbewerben teilzunehmen – Sarah war einmal Schönheitskönigin geworden, mit einer Schleppe, die allein schon ungefähr über dreißig Kilo wog –, mit den Football-Helden auszugehen oder sich mit dem perfekten Platzieren von Fingerschalen und Shrimpgabeln zu befassen. Als Sarah auf ihre behutsame Südstaatenart mit ihr darüber sprach und ihr riet, ihrem Herzen zu folgen, auf ihre wahren Emotionen zu hören und nicht die erstbeste Gelegenheit beim Schopf zu packen, nahm Martha das als Hinweis auf ihre zukünftige Karriere, statt auf einen Mann. Martha wollte Arzt werden wie ihr Großvater. Sarah, stolz und entsetzt zugleich, bekämpfte ihren Instinkt hinsichtlich der Unweiblichkeit des Medizinerberufs und bat Martha, wenigstens den Besuch der Medical University of South Carolina direkt

in Charleston, gegründet 1824, in Betracht zu ziehen, der ältesten medizinischen Fakultät der Südstaaten. Dort könne ihre Tochter studieren, was sie wolle, ohne die gewohnte Umgebung zu verlassen, welche, wie Sarah nunmehr fest überzeugt war, sie zu sich selbst zurückgeführt, ihr das Gefühl eines Lebensziels, der Hoffnung, der Schicklichkeit wiedergegeben hatte.

»Martha«, sagte sie und vermied es bewusst, die Stimme zu heben, »stell dich nicht so gegen mich. Brich mir nicht das Herz, indem du in den Norden gehst.«

Aber Martha ging nach New York.

»Zu viel Charleston«, sagte sie zu ihren Eltern. Sie sagte einem von ihnen niemals etwas Wichtiges, ohne dass der andere zugegen war. »Ich brauche einfach Tapetenwechsel.«

»Sicher«, sagte Teddy, der mit einem Auge im Fernsehen das American-Open-Golfturnier beobachtete. »Geh du nur und sieh dir an, wie das Leben außerhalb des goldenen Käfigs ist.«

»Ist es das wirklich?«, sagte Sarah später im Schlafzimmer zu Teddy.

»Was meinst du mit ›das‹?«

»Das Leben hier. Ist es ein goldener Käfig?«

Er löste seine Schnürsenkel und zog seinen Schuh aus.

»Das würde ich schon sagen.«

Sie sah ihn an. Er hatte Gewicht zugelegt, litt an Angina pectoris und verlor allmählich seine Haare. Die Alton-Männer verloren niemals ihre Haare.

»Soll das heißen, dass es nicht real ist?«

Er gähnte.

»O doch, real ist es schon. Für die Menschen, die hier leben. Martha muss nur andere Realitäten kennen lernen.«

Sarah ging ins Badezimmer und setzte sich auf das zweisitzige Sofa, das schon in Mamas Badezimmer an der East Battery gestanden hatte. Sie wollte nicht an die Realität erinnert werden. Realität – Unzufriedenheit, Kummer, Demütigung – war etwas, das sie, wie sie meinte, überaus wirksam bewältigt und irgendwie ad acta gelegt hatte. Sie wollte nicht, dass Martha – trotz ihres Wunsches, dass ihre Tochter persönliche Erfüllung erleben sollte – die Fenster zu weit öffnete und zu

viel schmerzliche, fremde Realität hereinließ. Die Risiken waren einfach zu groß.

Aber Martha war trotzdem nach New York gegangen. Sie absolvierte ihr erstes klinisches Jahr und verkündete dann, dass sie zur Psychiatrie überwechseln wollte. Allein die Erwähnung der Psychiatrie ängstigte Sarah, schreckte sie doch vor jeder Wissenschaft zurück, die ihrer eigenen Natur nach – und der Natur ihrer Patienten nach – unexakt sein musste. Während sie in New York war, erzählte Martha niemals von Männern, oder wenigstens von einem bestimmten Mann. Sie schien gelegentlich ins Theater zu gehen, im Sommer die Wochenenden auf Long Island zu verbringen, im Herbst Halloween-Partys zu besuchen, in einem Jahr war sie mit grünem Lidschatten und Netzstrümpfen als Sirene verkleidet – aber es gab weder Namen noch Details. Und dann kam sie in ihren letzten Osterferien nach Hause und präsentierte ihren Eltern einen in Platin gefassten Smaragdring.

»Er wollte zuerst mit dir reden, Daddy, aber ich hab ihm gesagt, dass das nicht nötig ist. Schließlich will er mich heiraten, und deswegen bin ich es, die sich entscheiden muss.«

Sarah war sprachlos. Aber Teddy fragte, im Ton unbeschwerter, als er sich vermutlich fühlen konnte: »Und wer ist er, Herzchen?«

»Boone Stokes«, antwortete Martha.

»Boone Stokes«, flüsterte Sarah.

»Ja, wir ...«

Boone Stokes. Boone Stokes, geboren und aufgewachsen in Charleston, in einem Haus in der Tradd Street, wo er den Weg zum Haus seiner Großmutter an der Greenhill Street zu Fuß zurücklegen konnte und dabei die Krone der Gartenmauern nur einmal verlassen musste, um eine Straße zu überqueren. Boone Stokes, Sohn von Boone senior, mit dem Sarah getanzt hatte – rosa Chiffon, mit Perlen besetzt – auf dem allerersten St. Cecilia's Ball, den sie besuchen durfte.

»Wir gehen schon seit Jahren miteinander«, erklärte Martha. »Er ist jedes zweite Wochenende nach New York raufgekommen.«

Sarah brach in Tränen aus. Ihr Ehemann und ihre Tochter starrten sie an.

»Mutter«, sagte Martha, »wen in aller Welt hattest du dir vorgestellt?«

Boone war, wie sein Vater vor ihm, Rechtsanwalt. Jura studiert hatte er an der Southern Methodist University in Texas, wo er vorübergehend mit einem Mädchen aus Greenville, Mississippi, verlobt war. Die Kleine hatte gedacht, sie sei schwanger, aber davon erwähnte Martha ihren Eltern gegenüber nichts. Stattdessen behauptete sie, dass sie, Martha, ihn schon seit der Highschool kenne und dass sie, kurz bevor sie nach New York ging, zufällig bei einem Football-Spiel nebeneinander auf der Tribüne gesessen hätten. Damit habe es angefangen. Er wolle in die Firma seines Onkels in der Broad Street eintreten: Sein Onkel war Immobilienmakler, auf historische Objekte auf der Halbinsel Charleston spezialisiert. Außerdem habe er vor, ein Haus direkt am westlichen Ende der Gibbes Street zu kaufen, und wolle, dass sie nach der Hochzeit weiterarbeite. Er sei stolz auf sie, sagte er. Er wolle zwar nicht unbedingt eine streitbare Partnerin – welcher Mann wollte das? –, aber er wolle bestimmt keine Frau, die nichts weiter im Kopf hatte als die Kunst, einen Tisch hübsch zu decken. Martha spreizte die Finger ihrer linken Hand und betrachtete ihren Smaragd. Er war quadratisch geschliffen, flankiert von Brillanten, und hatte früher Boones Clayborne-Großmutter gehört.

»Clayborne?«, fragte Sarah, auf einmal wie elektrisiert. Und tupfte sich mit einem Batisttüchlein die nassen Augen trocken.

»Ja, Mutter«, sagte Martha. Sie begegnete dem Blick ihres Vaters.

»Die Baumwoll-Claybornes?«, fragte Sarah. »Oder die Handels-Claybornes?«

Martha und ihr Vater hoben den Blick zur Decke.

»Du machst mich krank, Sarah«, sagte Teddy.

Dieses Gespräch hatte vor zweiunddreißig Jahren stattgefunden, ein Jahr, bevor Martha Boone heiratete, zwei Jahre, bevor Martha Gillon zur Welt brachte. Es hatte nicht nur in einer anderen Zeit stattgefunden, sondern auch in einem anderen Haus, in einem anderen Schlafzimmer als das, in dem Sarah jetzt war und in dem Teddy immer irgendwie deplatziert wirkte, zwischen den Vorhängen und Volants aus rosa Chintz. Das musste sie Teddy wirklich lassen: Was das Dekor anging, war er für einen Mann mit einem so maskulinen und konservativen Geschmack im Hinblick auf Vorhänge und Volants immer unendlich

entgegenkommend gewesen.

»Soll ich Mister Seton für ein Taxi anrufen?«, fragte Miss Minda von der Tür zu Sarahs Schlafzimmer her.

Sarah saß an ihrem Toilettentisch und legte die dreifachen Perlenohrringe an, die Teddy ihr nach Marthas Geburt geschenkt hatte.

»Ich gehe zu Fuß.«

»Mit den Schuhen?«, gab Miss Minda zurück.

Sarah blickte nicht nach unten. Sondern steckte ihre Füße noch weiter unter den Volant des Toilettentischs.

»Warum denn nicht?«

»Sie sind neu«, sagte Miss Minda. »Und sie haben hohe Absätze. Und Sie sind sechsundsiebzig Jahre alt.«

»Und nicht sechsundachtzig«, entgegnete Sarah. »Oder sechsundneunzig. Ich brauche nur fünfzehn Minuten bis zu Miss Marthas Haus, und Mister Boone oder Mister Cooper wird mich nach Hause fahren.«

»Was die Halsstarrigkeit betrifft«, sagte Miss Minda und trat von der offenen Tür zurück, »sind Sie Ihrem Daddy wirklich ähnlich.«

»Manche Leute würden es Willenskraft nennen. Unabhängigkeit.«

Miss Mindas Stimme kam vom Treppenhaus.

»Manche Leute müssen auch nicht damit leben.«

Seit Teddys Tod – vier Jahre zuvor, an einem gnädigerweise letalen Herzanfall – hatte Miss Minda Sarah immer mehr wie ein launisches Kind behandelt. Es war, als wäre der Status einer verheirateten Frau und Hausherrin, der ihr durch die Existenz eines Ehemanns verliehen worden war, nichts als eine dünne Lackschicht gewesen, die mit ihm zusammen verschwand und nichts hinterließ als das verwöhnte Kind im weißen Kleidchen mit blauer Schärpe, das Miss Minda vor so vielen Jahren zum ersten Mal gesehen hatte, wie es mit seinem Vater auf der Holzschaukel saß. Sarah stand auf. Sie strich sich die cremefarbene Jacke über den Hüften glatt und rückte das Vorderteil so zurecht, dass die Jettknöpfe – schwarz glänzend wie die neuen geschmählten Lacklederschuhe – in einer präzisen Linie über die Kurve ihres immer noch eindrucksvollen Busens verliefen. Die arme Martha hatte keinen erwähnenswerten Busen, ebenso wenig wie Gillon, dieses schwierige

Mädchen, aber Ashley hatte den Alton-Busen geerbt. Ashley verwendete, wie ihre Großmutter voller Genugtuung wusste, viel Mühe auf den Schnitt und Sitz ihrer Unterwäsche. Ashley begriff, genau wie Sarah es immer zu wissen geahnt hatte, wo man eine Lady war, und wo eine Frau. Falls Sarah etwas bedauerte – aber darauf verschwendete sie nur selten einen Gedanken –, dann dass die Lady im Verlauf ihrer sechsundsiebzig Jahre weit mehr zu sagen gehabt hatte als die Frau.

Sie griff nach ihrem Handtäschchen – cremefarbenes Leder –, nach ihrem Schal – schwarzer Chiffon – und nach dem Rezept für Jalapeno-Cheese-Grits, die sie aus dem Southern Living Magazine ausgeschnitten hatte. Es verhiess, dass die Zubereitung nur zehn Minuten erfordere. Es war sinnlos, Martha ein Rezept zu geben, das mehr als zehn Minuten erforderte. Selbst heute Abend – eine seltene Familienzusammenkunft – würde Martha möglicherweise Hähnchenbrüste machen, aber die Salate würden aus dem Laden kommen, und zum Dessert würde es irgendeine Sara-Lee-Erfindung geben. Sarah hatte versucht, ihr Miss Mindas berühmten Mocha Pecan Mud Pie anzubieten, und war kurzerhand abgeblitzt.

»Das ist sehr lieb von dir, Mutter«, hatte Martha in diesem abwesenden Ton gesagt, der gewöhnlich bedeutete, dass sie gleichzeitig die Krankengeschichte irgendeines Patienten las. »Aber ich werd's schon schaffen.«

Vorsichtig stieg Sarah die gebohnerte Treppe zum Hausflur hinab. Die Küchentür war geschlossen. Dahinter saß vermutlich Miss Minda und strickte an knallbunten Woldecken für ein Waisenhaus in Lima, Peru, das ihre Gemeinde als Wohltätigkeits-Aktionsfeld des Jahres adoptiert hatte, und sah im Fernsehen irgendeinen religiösen Kanal – Full Gospel liebte sie besonders. Als Zeichen dafür, dass sie das Haus verließ, würde es genügen, wenn Sarah die Haustür mit einem deutlichen, wenn auch damenhaften Knall ins Schloss fallen ließ.

Von der Straßenseite der Veranda im ersten Stock ihres Elternhauses beobachtete Gillon, wie ihre Großmutter kam. Ihr Kopf war in schwarzen Chiffon gehüllt, durch den ganz schwach ihr sorgfältig frisiertes weißes Haar schimmerte; mit kleinen, vorsichtigen